

Das Gericht, das befreit

Von Thomas Langan

Daß wir von Gott gerichtet werden, ist eine erschreckende Aussicht. Keine böse Tat, nicht einmal der geringste unserer bösen Gedanken wird dem vernichtenden Blick Gottes entgehen. Zu wissen, daß wir uns mit nichts »durchschwindeln« können, ist ein mächtiges Abschreckungsmittel vor jeder Sünde.

Doch das Gericht Gottes ist letztlich nicht ein negativer Faktor im menschlichen Dasein, sondern ein letzter Trost und vor allem eine Befreiung. Weil Gott alle Dinge am Dasein erhält und selbst Wirklichkeit ist, ist das Gericht Gottes als Gericht zum Heil nichts anderes als die endgültige Befreiung des Menschen von den Fesseln seiner Illusionen und von den kleinlichen, falschen Urteilen seiner Artgenossen. Der christliche Glaube an dieses gerechte, liebende Gericht verändert geradezu den Sinn der Zeit, in der wir existieren, indem es dem Dasein einen Schwerpunkt und einen Zusammenhalt gibt, die es sonst nicht hätte.

Erwägen wir einen Augenblick, wie es um die Situation des Menschen stände, falls diejenigen, welche die fürsorgende Natur Gottes nicht annehmen, recht hätten. In diesem Fall hinge die letztgültige Anerkennung des Wertes unserer Taten, der Endsinn unseres Lebens von den Meinungen ab, die andere sich über uns machen. Je nachdem sie uns wertschätzten oder nicht, würden wir nach dem Tod weiterleben oder rasch in endgültige Vergessenheit versinken, wie immer es sich auch verhalten mag. Doch dies wäre für den Toten kein Leben, sondern dann würde bloß etwas Vergangenes im Gedächtnis behalten. Mag die Kenntnis unserer inneren Absichten noch so unzulänglich, mögen die Auffassungen über uns noch so mißgünstig, übelwollend oder kleinlich sein, so würde allein der Ruf, den wir erlangt oder nicht erlangt haben, eine Spur von unseren Taten vor dem Untergang bewahren. Der Ruf, in dem wir stehen, würde dann, wie die Alten dachten, über alles entscheiden.

Diese Auffassung liefert den Menschen der Tyrannei des »Man meint, daß...« aus. Unsere Zukunft würde sich mit der »Mode« und mit der unbeständigen Ansicht, welche sich die Menge in der stets im Wandel begriffenen Gegenwart über uns macht, je nach Laune ändern. Selbst wenn jemand es fertig brächte, sich um die Meinung anderer über ihn nicht zu kümmern, so daß es ihm irgendwie gelänge, sich vom Urteil aller anderen über ihn völlig frei zu machen, bedeutete das eine schreckliche Verkümmern der sozialen Dimension des Daseins — der Mensch bliebe »Gefangener«, ein in seinem eigenen Urteil Befangener. Ich sage »Gefangener«, weil

es hier kein Entrinnen aus dem Haß auf sich selbst, keine Selbsterlösung gibt (was immer auch Nietzsche gedacht haben mag). Man ist in das Netz seines teilweisen Versagens verstrickt, und wir sind strenge Richter über uns selbst. Da ich dann selbst zur letztgültigen Vorsehung geworden bin, muß in diesem Fall ich allein bestimmen, was mein Platz in der Geschichte zu sein hat; jeglicher Sinn dafür, daß Gott mich zu einer Rolle beruft, um deren Bedeutung er als Urheber aller Wirklichkeit weiß, ist dann dahin. Und wie weit verstehe ich mich selbst, wie weit verstehe ich den Wirrwarr meiner Beweggründe, meinen Platz in der Weltsituation, und was gibt es in mir, was mich nicht von meinen am nächsten liegenden Befürchtungen und Begierden besessen sein läßt, sondern mich zum Wunsch motiviert, die Anliegen anderer und die Besonderheiten ihres Standpunkts wahr- und ernst zu nehmen? Die größte Gefahr, die auf einen lauert, ist die, der Versuchung zu erliegen, unter dem Druck der Abwehrimpulse, die von der verdorbenen Seite der eigenen Person ausgehen, seine Wirklichkeitserfahrung zu verbiegen. Die Traumata der Vergangenheit können die Verheißung der Zukunft verbauen. Der Weg zur Selbsterstörung verläuft entlang der Linie einer zunehmenden Selbsteinkerkerung in einer fabrizierten Weltsicht, die aufgrund von ungestillten Begierden aufgebaut wird, welche in früherer Unge- liebtheit wurzeln. Alles, was einen Menschen aus diesen krankhaften Eigenkonstruktionen befreien und ihn in Kontakt mit einer Realität bringen kann, die er nicht zu manipulieren vermag, um sie nach seinen Schemata zu richten, ist ein lebenswichtiger Schutz vor solcher Selbsteinkerkerung. Es öffnet buchstäblich die Zukunft weit.

Das Wissen darum, daß Gott richtet, kann den glaubenden Menschen von der Gruppen- und Eigentyrannie zu befreien beginnen. Gott, der pures Sein ist, richtet liebend, was besagt, daß sein Gericht als ihrer selbst bewußte Realität nicht nur gerecht ist, sondern daß es in seinem Richten um Heil geht: er erlöst in seinem Gericht alles, was positiv ist und deswegen verdient, in der in ihm bestehenden Synthese all dessen, was die Schöpfung an Gutem zustande gebracht hat, aufgehoben zu werden. Nichts Positives von all dem, was wir durch die Mitwirkung mit seiner Gnade miterschaffen haben, geht verloren; einzig die zerstörerischen Elemente werden ausgeschieden und zur Läuterung in das immerwährende Feuer gesandt, das mit dem Licht der alles enthüllenden Wahrheit verbrennt.

Der negative Aspekt des Vorgangs braucht deswegen nicht verharmlost zu werden. Unsere anfängliche Furcht ist wohlbegründet. Es geht ja schließlich um das Endgültige; es geht um nichts Geringeres als um den ganzen Sinn der Schöpfung, der gottgewirkten Erlösung aus den Ergebnissen seiner schöpferischen Initiativen und unserer miterschaffenden Mitentscheidungen. Die bleibenden Früchte der Gemeinschaft der Heiligen werden von unseren zerstörerischen Revolten gereinigt. In der Lehre Jesu bieten die beängstigten-

den Bilder vom Ausreißen des Unkrauts, von dessen Ins-Feuer-Geworfenwerden, wenig Anlaß zu übertriebener Selbstsicherheit. Gleichzeitig aber wissen wir klar, was Gott wünscht — einzig dies, daß das Gute aufblüht —, und wir kennen den Maßstab, nach dem er sein scharfes Urteil fällt: Entsprechend dem, was wir dem Geringsten unserer Brüder getan haben, werden wir selbst gerichtet werden. Dieses allzu klare Kriterium sollte von uns beachtet werden, nicht nur für den vor uns liegenden Abschnitt, sondern jede Stunde unseres Lebens.

Von seiner Stellung zur Rechten des Vaters her wird Christus wiederkommen, um die Lebenden und die Toten zu richten. Da wir uns von der vollen Bedeutung des Kriteriums, nach dem das Urteil erfolgt, durchdringen lassen wollen, müssen wir den Zusammenhang zwischen diesem Richten »der Lebenden und der Toten« und dem Gebot der gegenseitigen Liebe klar zu erfassen suchen. Offensichtlich hat die Formulierung des Glaubensbekenntnisses »die Lebenden und die Toten« zunächst einen zeitlichen Sinn. Innerhalb der menschlichen Ordnung der geschaffenen Zeit wird in der *sacra historia* eine gewisse Abfolge von Geschehnissen erfahren: Nach der Auferstehung bietet der auferstandene Christus den Jüngern nicht nur den Beweis für seine Auferstehung, sondern gibt ihnen auch die letzte Unterweisung. *Dann* kehrt er zum Vater zurück und sendet darauf den Heiligen Geist. Dabei verspricht er, in Herrlichkeit zurückzukehren am Ende der Zeit, wenn er in einem großen allgemeinen Gericht die Menschen richten werde, die dann leben, und auch alle, die schon gestorben sind. So werde er alle Generationen endgültig in eine immerdauernde lebendige Gemeinschaft sammeln.

Doch ohne daß wir den Sinn der Formel auszudehnen brauchen, können wir in den Begriffen »die Lebenden und die Toten« eine weitere Bedeutungsebene erblicken. Lebendig sind diejenigen, die auf die Anregungen der göttlichen Gnade angesprochen haben, indem sie sich für die anderen, die ihrer bedurften, aufschlossen, so wie sich Gott für uns aufgeschlossen hat in unserer Not. Tot sind diejenigen, die sich durch eine unverändert festgehaltene existentielle Entscheidung ein für allemal der liebenden Fürsorge Gottes verschlossen und geweigert haben, sich denen hinzugeben, die ihrer am meisten bedurften. Von einem solchen Baum kommt keine Frucht. Es bleibt nichts anderes zu tun, als ihn umzuhauen und ins Feuer zu werfen. Da jeder Mensch einen zentralen Funken von Unsterblichkeit enthält, den selbst seine Suizidversuche nicht endgültig ersticken können, läßt sich ewiges Leiden nicht umgehen: Sobald einmal das Gericht Gottes die verderblichen Schutzwände seiner »windigen« Bauten wegzieht, wird der Tote durch alle Ewigkeit hindurch sehen, was er aus seinem Leben gemacht und wie er die anderen verletzt hat. Er wird vor Verlangen, alles gutzumachen, brennen, doch seine Hölle wird in der Einsicht bestehen, daß es für alles eine Zeit und die richtige

Stunde gibt und daß er diese, wie die törichten Jungfrauen, ein für allemal vorübergehen ließ.

Und wer sind die *Lebenden* »Nicht ich lebe, sondern Christus lebt in mir«, sagt der Apostel. Das Leben, das Wachsen, indem man sich öffnet, um den Quellgrund allen Lebens, den Vater, aufzunehmen und infolge dieses Offen-seins das Sein, das er durch unseren mitwirkenden Dienst den anderen zukommen lassen will, durch sich fließen zu lassen, diese Lebensübermittlung ist nicht nur christusähnlich, sondern ist die Christus-Tätigkeit, der Logos als solcher in Aktion. Das Gericht über die Lebenden ist dann nur eine endgültige Offenbarung des Glanzes dieses Lebens, das in ihnen lebendig war. Der Sohn kehrt von seinem Platz am Thron des Vaters zurück voll vom Licht, das vom Seinszentrum ausstrahlt. Er trennt die zerstörerischen Elemente von den lebensfördernden und läßt die volle Herrlichkeit dieses Lebens erstrahlen. Das Gericht geschieht zu unseren Gunsten; es soll uns einen endgültigen Sprung in die Fülle des Seins ermöglichen. Wir werden befreit von jeder Enttäuschung, von aller Verstricktheit in trügerische Eigenkonstruktionen, die errichtet werden als Ersatz für und als Wall gegen das wahre Leben, vor dem wir uns aus Angst, unsere Freiheit zu verlieren, so kindlich fürchten.

Wir werden von Jesus in entschiedenen Worten aufgefordert, nicht zu richten. Dies geschieht aus einem guten, simplen Grund: Wir können das schon rein ontologisch nicht. Zu richten ist eine Prärogative Gottes, nicht nur deshalb, weil das Richten der Akt ist, worin der Endsinn der Schöpfung und der in sie eingebetteten einzelnen erschaffenen Person aufgedeckt wird, sondern auch deshalb, weil, selbst auf der ganz praktischen Basis, kein Mensch Kenntnis der Höhen und Tiefen des Platzes hat, den jemand in jedem einzelnen Moment innerhalb des Ganzen einnimmt, so daß man fähig wäre, zu einem endgültigen Urteil zu gelangen. In gewisser Hinsicht sind wir Tag für Tag zu richten gezwungen. Doch es gibt Urteile und Urteile. Unsere zwangsläufig oberflächlichen praktischen, zeitlichen Entscheide mögen zwar etwas beenden, doch wenn wir überhaupt in Kontakt mit der Wirklichkeit sind, müssen wir in aller Bescheidenheit bereit sein, selbst auf den festesten dieser Entscheide zurückzukommen, jeden Fall wiederaufzunehmen, falls notwendig alles Vergangene umzuprägen und so die Zukunft beständig neu zu öffnen. Der Christ ist darauf bedacht, in seinen Urteilen immer großzügiger, immer aufgeschlossener zu sein, und vor allem darauf, nicht zu verurteilen. In einem anderen beispielsweise einen Anlaß zur Versuchung zu gewahren, ist eine kluge Reaktion, erfordert aber von uns nicht, die Freiheit des anderen festzulegen, indem wir das Urteil fällen, daß er »sich doch nie ändern werde« oder daß sein Leben von Grund auf schlecht sei. Wir kennen ja seine Tiefen nicht und wissen nicht, was Gott mit jedem Menschen vor hat.

Das Dasein unter einer Vorsehung, die gerecht und liebend richtet, versetzt

den Christen in eine existentielle Zeit, die sich von der abgeschlossenen Vergangenheit des von einem Trauma Befallenen, von der sich stets wandelnden Zukunft des Wankelmütigen und der anmaßenden Selbsterlösung des Willensmenschen von Grund auf unterscheidet. Das Wissen darum, daß alles dereinst erlöst wird, daß nichts von dem, was — wenn auch nur der Intention nach — gut ist, verloren gehen wird und daß das Verdorbene weggescheuert wird, gibt dem Christen als eine große Gnade die einzige erträgliche Zukunft: die Zukunft der Hoffnung.

Diese Zukunft ist zentriert, denn sie richtet sich auf Gott, den Inbegriff alles Guten. In dem Maß, wie wir es unseren Taten ermöglichen, sich nach seinem Wort zu richten, werden sie zur Erfüllung im Endgericht führen. Dieses Wort ist klar und scheidend. Gott bleibt sich selbst treu, und so kann unser Fortschreiten, insoweit es von einer außer uns befindlichen Dimension abhängt, kontinuierlich sein. Einzig das negative Element in uns und in den anderen Menschen, die existieren, bringt uns vom geraden Weg zur Vollkommenheit ab. Jede Tat, die uns vom Ziel distanziert, alles, was ablenkt, ist ein Element, das zu beseitigen ist.

Der gute Richter drängt uns stets zurück auf den von ihm vorgezeichneten Pfad — ein Drängen, das alles Unrichtige der Vergangenheit, den durch frühere Abweichungen angerichteten Schaden heilt.

Dies will nicht einreden, daß es sich bei dieser Beschützung durch den rettenden Gott um etwas Leichtes handle. Gott weiß, daß gewisse Wunden sofort verätzt werden müssen, daß gewisse hartnäckige Blöcke verderblicher Komplexe zu durchbrechen sind, und dazu kann er harte Mittel anwenden. Er scheint nicht alle zum gleichen Grad von Vollkommenheit zu berufen, doch diejenigen, die er zu großen Heiligen erwählt hat, bezeugen die Härte der Schulung durch ihn, die Perioden, wo er sämtliche geistlichen Freuden vorenthält, das, was die heilige Therese von Ávila Perioden der *sécheresse*, der geistlichen Trockenheit nennt. Er kann harte Leiden auferlegen, doch, wie unsere Hoffnung uns sagt, stets zum gleichen Zweck, die Seele der Möglichkeit einer volleren Vereinigung mit dem endgültigen Gut entgegenzubringen. Dieses Vertrauen auf die väterliche Liebe Gottes ist dem Christen behilflich, sich nach jedem Fall wieder aufzurichten, und nimmt ihm das belastende Gefühl, alle seine Anstrengungen seien vergebens gewesen. Mitten im Scheitern seiner liebsten irdischen Pläne behält der Christ das Vertrauen, daß Gott das Wesentliche retten wird, daß etwas von unseren ernsthaftesten Anstrengungen irgendwie zum beständigen Aufbau des Gottesreiches beitragen darf. Für den Christen gibt es nur *ein* letztes Scheitern: das Verzweifeln an Gottes Vorsehung. Wir zählen ganz stark auf sein Gericht.